

Sophie G. Einwächter

Wenn Wissen begeistert: Von Fans und Celebrities in der Wissenschaft

Zusammenfassung: In einem Band, der sich damit befasst, wie Fans zur Wissenschaft beitragen, lohnt es sich, auch einmal aus anderer Richtung zu fragen: Wie viel Fandom steckt eigentlich bereits in der Wissenschaft selbst? Die oftmals mit Objektivität und nüchternen Fakten assoziierte Wissenschaft ist nämlich keinesfalls frei von Begeisterungs- und Gefolgschaftsphänomenen, und auch ohne Beteiligung von Citizen Scientists ‚von außen‘ gehören Leidenschaft, Freiwilligenarbeit und private Aufwendungen von Zeit und Geld – z. B. von den Wissenschaftler*innen selbst – zu den durchaus üblichen, wenn nicht gar zentralen Ressourcen wissenschaftlicher Forschung und Innovation. Inwiefern sich in wissenschaftlichen Zusammenhängen sowohl dem Fandom sehr ähnliche Phänomene als auch regelrechte Celebrity-Figuren finden lassen und welche Rolle dabei Abhängigkeiten, Hierarchien und kulturelle Gepflogenheiten spielen, wird der vorliegende Beitrag mit besonderem Fokus auf geisteswissenschaftliche Zusammenhänge erörtern. Dass wir trotz aller Vergleichbarkeiten Wissenschaftler*innen selten als Fans bezeichnen, hat auch etwas mit einer gehegten Erwartung bezüglich des richtigen Verhältnisses von Nähe und Distanz zum beforschten Gegenstand zu tun sowie generell mit impliziten Fragen der Angemessenheit von Begeisterungsformen im akademischen Umfeld.¹

Schlüsselwörter: Auteur-Theorie, Celebrity, Fandom, Geisteswissenschaft, Hochkultur, Populärkultur, Wissenschaft, Wissen

1 Fans, Wissenschaftler*innen, *Aca-Fans* und *Fan-Scholars*

Wenn wir uns mit Phänomenen von Fandom und Celebrity innerhalb der Geisteswissenschaft beschäftigen, ist es sinnvoll, dabei zunächst bei den Fan Studies selbst anzusetzen, in denen viele Wissenschaftler*innen eine Doppelexistenz zwischen Fandom und Forschung führen.

¹ Der vorliegende Artikel entstammt dem inhaltlichen Rahmen des Projekts „Medienwissenschaftliche Formate und Praktiken im Kontext sozialer und digitaler Vernetzung“ und wurde ermöglicht durch Förderung der DFG.

Die Fan Studies blicken heute (2023) auf etwa 35 Jahre des institutionellen Wirkens zurück, ausgehend von einer Etablierung in den amerikanischen und britischen *Media and Cultural Studies*. Dass wir unter den Wissenschaftler*innen, die sich mit Fandom beschäftigen, häufig bekennende Fans finden, stellt keine Überraschung dar. Die eigene Verbundenheit mit dem Feld ermöglicht das Verständnis von hier geltenden Normen und Regeln und erleichtert ethnografische Forschung und Kontakte zu Informant*innen. Karen Hellekson und Kristina Busse etwa beschreiben sich und die Beitragenden eines Sammelbandes zu Fanfiction und Fancommunities als „fans who are already academics and academics who are already fans“ (Hellekson und Busse 2006, S. 24). Und auch der bekannteste Blog aus der Sphäre der Fan Studies – Henry Jenkins’ *Confessions of an Aca-Fan* (2006–2022, danach unter dem Namen „Pop Junctions“ fortgeführt) bezeugte diese Doppelidentität über den Begriff des Aca-Fans (academic + fan), aus der in den Fan und Cultural Studies besondere Legitimität gewonnen wird. Auch die Tatsache, dass es heute überhaupt eine Unterdisziplin der Medien- und Kulturwissenschaft (mancherorts auch der Sozialwissenschaft) gibt, die sich dezidiert Fanstudien widmet, ist darauf zurückzuführen, dass es in den 1980er und 1990er Jahren eine Anzahl von Wissenschaftler*innen gab, die zugleich aktive Fans waren. Diese trieb ein gewisses Unbehagen mit der eigenen Repräsentation in Wissenschaft und Journalismus um: Sie bemerkten, dass Fandom bis dato in ein schlechtes Licht gestellt worden war.

Zuvor hatte es, wie Joli Jensen treffend beschreibt, primär einen pathologisierenden Blick auf Fans in der Öffentlichkeit gegeben (vgl. Jensen 1992, S. 9–29). Diesem zugrunde lag die Tatsache, dass Zeitungen über Fans vor allem dann berichteten, wenn es etwa im Rahmen von Sportveranstaltungen zu Ausschreitungen oder Massenpanik kam (friedliche Fankultur hat vermutlich auch keinen hohen Nachrichtenwert), – hier wurden dann Zuschreibungen von irrationaler oder gefährlichem Verhalten sensationalistisch mit eingeflochten – oder wenn Celebrities von Fans gestalkt, bedroht oder getötet wurden, wie etwa im Fall von John Lennon (vgl. Jensen 1992, S. 10–17). Zugleich, so Jensen, befasste sich der sozialwissenschaftliche Diskurs seit Mitte der 1950er Jahre mit dem Phänomen der parasozialen Interaktion – dem Eingehen einer einseitigen, aber als vertraut empfundenen Fantasie-Beziehung mit einer medial vermittelten Persönlichkeit – und lenkte hiermit die Aufmerksamkeit kulturpessimistisch eingefärbt darauf, dass Medien Menschen vereinsamen lassen könnten, welche dann in Isolation die Nähe zu unerreichbaren Leinwandfiguren suchten (vgl. Jensen 1992, S. 17). Diese einseitige Überbetonung von Fans als potenziell dem Wahn verfallenen Einzelgänger*innen sowie die Vorstellung einer in Panik, Erregung oder Raserei verfallenen Menge an Fans lässt sich als eine grundlegende Kritik an der Moderne und ihren Lebensbedingungen verstehen (für die pathologische Fan-Phänomene gewissermaßen als symptomatisch, da kompensatorisch erachtet

wurden): „What we find, in the literature of fan-celebrity relationships, is a psychologized version of the mass society critique. Fandom, especially ‚excessive‘ fandom, is defined as a form of psychological compensation, an attempt to make up for all that modern life lacks.“ (Jensen 1992, S. 16)

Das einseitige und überwiegend schlechte Licht, das solche Untersuchungen und Darstellungen auf Fankulturen warfen, wollten diejenigen Fans, die eine Wissenschaftslaufbahn eingeschlagen hatten, jedoch nicht auf sich sitzen lassen. Es folgten Selbstbezeichnungen als *Scholar Fans* oder *Aca-Fans* und eine Reihe von Analysen, welche die kreativen, gemeinschaftsbildenden und aktivistischen Aspekte von Fankultur in den Mittelpunkt stellten. Nun sprachen Fans mit wissenschaftlicher Autorität von den Vorzügen einer intensiven Auseinandersetzung mit Medien und traten dabei immer wieder dem Vorurteil entschieden entgegen, dass häufige Medienrezeption per se problematisch sei oder Gewalt provoziere. Eine Diskussion, die auch heute beispielsweise immer wieder aufflammt, wenn es zu Schusswaffenverbrechen kommt, bei denen, wie etwa 1999 beim Amoklauf an der Columbine High School, ein/e Täter*in² einen Gaming-Hintergrund aufweist.

Gray, Sandvoss und Harrington beschreiben diese Bewegung, in der Stimmen von Fans innerhalb der Universität laut wurden, als ‚erste Welle‘ der Fan Studies (vgl. Gray, Sandvoss und Harrington 2007, S. 3). Medien- und Kulturwissenschaftler*innen wie Henry Jenkins, Roberta Pearson und Camille Bacon-Smith brachten ihre eigenen Erfahrungen und Einblicke in Fankulturen als Ausgangspunkte vornehmlich ethnografischer Arbeiten in einen wissenschaftlichen Diskurs ein, der bis dahin Fans vor allem von außen und als ‚Andere‘ betrachtet hatte (vgl. Jensen 1992, S. 25). Dass es nun Wissenschaftler*innen gab, die selbst Science Fiction liebten, auf Conventions gingen und Fanfiction schrieben, half enorm beim Verständnis und der Vermittlung der hier herrschenden Regeln, Ausdrucksformen und Potenziale sowie der Konfliktfelder, in denen sich Fans bewegten, etwa gegenüber den Produzent*innen offizieller Kulturgüter (*The Powers That Be* – TBTB abgekürzt), denen gegenüber sie sich oft machtlos fühlten, z. B. wenn eine Fernsehserie eingestellt oder aus dem Programm genommen wurde.

Was ließe sich aber argumentativ der empfundenen Front an Vorurteilen Fans gegenüber entgegensetzen? In den frühen Bestrebungen, Fandom anders als pathologisierend zu beschreiben, waren es sowohl das implizite Betonen besonderer durch Fandom erworbener Kompetenzen (Fankultur = Bildung) als auch der explizite rhetorische Vergleich mit Wissenschaftler*innen, der Fandom aufwertete und legitimierte.

² Die geschlechtergerechte Form von Täter*in sollte nicht davon ablenken, dass die aus dem US-amerikanischen Kontext leider zahlreichen bekannten Fälle von sogenannten *Mass Shootings* zu über 96% von Männern verübt werden, so auch an der Columbine High School (vgl. Statista Research Department 2023).

So beschreibt Jensen, wie sich unsere Annahmen über Gefährlichkeit (z. B. eine ‚wahnsinnige Meute‘ von Fans) und gesellschaftlicher Isolation (z. B. isoliert lebende Stalker-Fans von Celebrities) von Fandom änderten, wenn wir einmal die Gegenstände der Leidenschaft auswechselten. Tauschten wir nämlich die mit Fans meist assoziierten *populärkulturellen* Gegenstände (Serien, Filme, Comichefte, Popkonzerte etc.) gegen traditionell als *hochkulturell* verstandene (Oper, Theater, Literatur), schließe sich eine komplett andere Assoziationskette an (vgl. Jensen 1992, S. 19–21). Die Auseinandersetzung mit Letzteren werde in medialen Darstellungen kaum mit subversivem oder gesellschaftsgefährdendem Verhalten zusammengeführt, sondern vielmehr mit Kenner*innenschaft assoziiert – oder eben mit Wissenschaft.

Dass es sich bei den für Fans zentralen Gegenständen um eine große Bandbreite handeln kann, macht die Definition der Soziologen und Kommunikationswissenschaftler Roose, Schäfer und Schmidt-Lux deutlich, denn diese halten als grundlegende Voraussetzung von Fandom fest, dass hier „längerfristig eine leidenschaftliche Beziehung zu einem [...] externen, öffentlichen, entweder personalen, kollektiven, gegenständlichen oder abstrakten Fanobjekt“ bestehe, welche mit Investitionen von „Zeit und/oder Geld“ einhergehe (Roose, Schäfer und Schmidt-Lux 2010, S. 12). Dies ermöglicht ganz eindeutig auch die Diskussion von Leidenschaften aus dem klassisch als hochkulturell verstandenen Sektor wie Kunst, Theater und Oper, ebenso wie der Politik und anderer öffentlicher Sphären.

Wenn wir etwa – wie Jensen konkret vorschlägt – vor diesem Hintergrund die Motivation und Dauer des Engagements von Literaturwissenschaftler*innen, welche James Joyce beforschen, mit der von Popmusikfans vergleichen, fallen zahlreiche Parallelen auf:

The mind may reel at the comparison, but why? [...] the Joyce scholar knows intimately every volume (and every version) of Joyce's *oeuvre*. [...] But what about the fans who are obsessed [...], who organize their life around [...] [a certain star]? Surely no Joyce scholar would become equally obsessive? But the uproar over the definite edition of *Ulysses* suggests that the participant Joyceans are fully obsessed, and have indeed organized their life (even their ‚identity‘ and ‚community‘) around Joyce. (Jensen 1992, S. 19f.)

Auch Karen Hellekson und Kristina Busse betonen in der Einleitung zu *Fan Fiction and Fan Communities in the Age of the Internet* (2006) Parallelen zwischen Wissenschaft und Fandom, indem sie ähnliche Tätigkeiten und Faktoren ausmachen: „the act of performing fandom parallels the act of performing academia. Both rely on dialogue, community, and intertextuality“ (Hellekson und Busse 2006, S. 25). Dieses besondere Verhältnis von intensiver Rezeption, Deutungs- und Interpretationsgemeinschaft und Texten (oder anderen Medien) prägt in der Tat vor allem das geisteswissenschaftliche Forschen und Publizieren.

2 Gute Textkenntnis erforderlich: Der besondere Rezeptionsmodus der Wissenschaft und wo er kultische Züge annimmt

Eine besondere Identifikation mit den Gegenständen und das Ausbilden von Gemeinschaftsformen im Zuge von deren Deutung, Untersuchung und Wertschätzung sowie die detailverliebte Besessenheit, die Fans und Forschende gleichermaßen auszeichnet – all diese Aspekte belegen zwar keinesfalls, dass Fandom und Wissenschaft im Kern das Gleiche darstellen, sie sind aber Anzeichen dafür, dass die Grenzen zwischen Wissenschaft und Fandom zuweilen verschwimmen können.

Hierfür spricht auch die favorisierte besondere Genauigkeit beim Lesen und die daran geknüpften Praktiken der Textproduktion. Als Henry Jenkins 1992 als Schlussfolgerung seines Buchs *Textual Poachers* eine Definition von Fandom über fünf Ebenen der Aktivität formuliert, fallen darin zahlreiche Bemerkungen, die sich ohne Weiteres auch für die Beschreibung von Wissenschaftler*innen einsetzen ließen (vgl. Jenkins 1992, S. 277–287). So hebt Jenkins etwa den besonderen Rezeptionsmodus von Fans hervor – „Fandom involves a particular mode of reception. Fan viewers watch television texts with close and undivided attention“ (Jenkins 1992, S. 277) – ein Modus, der Medienwissenschaftler*innen sehr vertraut sein dürfte. Das auf Details achtende und genaue, wiederholte Ansehen von medialem Material sei wichtiger Bestandteil des Fan-Seins und münde im Austausch mit anderen über den Gegenstand: „Fandom involves a particular set of critical and interpretive practices. Part of the process of becoming a fan involves learning the community’s preferred reading practices.“ (Jenkins 1992, S. 278) Auch die wissenschaftliche Gemeinschaft hat ihre eigenen Lesegewohnheiten und je nach theoretischer ‚Schule‘ oder diskursiver Schlagrichtung auch ihre präferierten Lesarten, welche es an der Universität erst im Austausch mit anderen zu erlernen gilt. Die Vielfalt an Interpretationen, das Auffinden und versuchte Füllen von Lücken in den untersuchten Texten oder anderen Medien beschreibt Jenkins bei Fans als kollektives Unternehmen, das in der Erstellung eines ‚Metatextes‘ resultiere (vgl. Jenkins 1992, S. 278). Lässt sich die folgende Beschreibung, die vor allem auf Fanfiction und Fan Art abzielt, nicht auch wie eine Charakterisierung des wissenschaftlichen Austauschs lesen?

This mode of interpretation draws them far beyond the information explicitly present and toward the construction of a meta-text that is larger, richer, more complex and interesting than the original [...] [medium]. The meta-text is a collaborative enterprise; its construction effaces the distinction between reader and writer [...]. (Jenkins 1992, S. 278)

In der Tat resultiert das wissenschaftliche, gründliche Lesen in der Produktion von eigenständigem Text; schafft die Wissenschaft ein Netzwerk an Gedanken, Interpretationen und Querverweisen, welche die Grenzen der untersuchten Werke überschreiten. In der Fankultur geschieht dies über Fanfiction, Videos oder andere Formen der Fankunst, in der Wissenschaft sind es Artikel, Vorträge, Seminare und Vorlesungen, durchzogen von Zitaten und Verweisen, die den Metatext um ein bestimmtes Werk oder seine Urheber*innen konstruieren.

In den Geisteswissenschaften³ lassen sich zudem Wissensbestände, die aus Fandom erworben werden, besonders nutzbar machen – schließlich hilft die Begeisterung dabei, einen Gegenstand (wie beispielsweise das Werk eines Künstlers/einer Künstlerin oder das Korpus einer Serie, die sich über viele Staffeln erstreckt) strukturiert anzueignen, Passagen auswendig wiedergeben zu können, Hintergrundinformationen zu sammeln und bedeutungsvoll zu verknüpfen. Man könnte also – ganz im Sinne der ersten Welle der Fan Studies – folgern: Wer aktiver Fan ist, übt bereits einen Teil der Fähigkeiten von guten Geisteswissenschaftler*innen in der Freizeit ein. Und wer Fan ist, bringt ein fankulturell erworbenes (oftmals populärkulturelles) Wissenskapital mit an die Universität, das sich zumindest in den Geisteswissenschaften in institutionalisiertes Kapital (in Form von Bildungsabschlüssen) umwandeln lässt.

Überdies gibt es gerade in den Geisteswissenschaften einen mit der gründlichen Rezeption verbundenen Personenkult, denn in der Medienwissenschaft, der Germanistik, Anglistik, Romanistik, Komparatistik, der Kunstwissenschaft uvm. stehen im Hinblick auf die untersuchten Primärtexte meist die Werke bestimmter Persönlichkeiten im Fokus, deren Vita besondere Aufmerksamkeit zuteil wird. Sicherlich gibt es beim Studium dieser (meist) Vermächtnisse weniger unmittelbare libidinöse Aufladungen als bei dem Verfolgen des Lebenswegs von aktuell aktiven Schauspieler*innen oder Popstars (obwohl diese zu Lebzeiten durchaus wahre Fangemeinschaften besaßen, wer träumt heute noch von Goethe, Schiller oder Byron?). Dennoch handelt es sich bei den in den Geisteswissenschaften vermittelten Inhalten oftmals um Erzählungen großer Leistungen und Verdienste, was den Eindruck einer *institutionalisierten* Fankultur zuweilen nahelegt.

Ein gutes Beispiel für eine solche kultische Verehrung im Gewand der Kritik (die primär als begeistertes Lob ausfiel) ist die theoretische Strömung der *Politique des Auteurs*, die für die Filmwissenschaft von großer Bedeutung war und

³ In der Literaturwissenschaft, der Film- oder der Medienwissenschaft liegt die Parallele zum Fandom aufgrund hier üblicher Praktiken des Lesens und Interpretierens sowie ähnlicher Gegenstände besonders nahe. Auf naturwissenschaftliche Forschungsräume, -werkzeuge und -normen lassen sich diese Beobachtungen wegen der unterschiedlichen Gegenstände kaum übertragen.

immer noch ist. In den 1950er bis 1970er Jahren bot die französische Filmzeitschrift *Cahiers du Cinéma* einer Auswahl von Regisseuren⁴ mittels zahlreicher Interviews und Filmbesprechungen eine besondere Plattform. Die filmbegeisterten Journalisten der *Cahiers* argumentierten, dass es sich bei diesen Regisseuren (u. a. Alfred Hitchcock, Howard Hawks, Fritz Lang) um die wahren stilgebenden Künstler eines Films handelte, in Abgrenzung zu den bis dato oftmals den Produzenten zugeschriebenen Verdiensten. Die Mitbegründer dieser Autorentheorie machten aus ihrem Fandom für zumeist US-amerikanische Regisseure kein Geheimnis. Sie traten deutlich befürwortend und positiv wertend auf. Andrew Sarris, Schlüsselfigur der Bewegung, gab etwa offen zu, dass die von ihm propagierte ‚Autorenpolitik‘ eine wertende Entscheidung darstellte („a decision to be for certain directors and to be against others“ [Barrett 1973, S. 196]) und eindeutig persönliche Vorlieben abbildete: „The policy of the critics writing in *Cahiers du Cinéma* was that they only gave serious analysis to the films of the directors they liked“ (Barrett 1973, S. 196). Die Rechtfertigung für solche Subjektivität verortete er in exakt jenem Lektüremodus, der auch für die Fan Studies der 1990er Jahre im Hinblick auf Fankultur definitionsgebend ist und der besonders intensive Auseinandersetzung verspricht: „If you like somebody, you go to see his films again and again, you see things other people don’t see, you think about him more“ (Barrett 1973, S. 196). Es geht also um eine zusätzliche Motivation, die aus dem persönlichen Interesse resultiert. Interessant ist zudem, dass Sarris Begeisterung nachdrücklich als Triebfeder wissenschaftlicher Produktivität und Qualität beschreibt: „Most scholarship is done on the basis of likes, not dislikes. [...] The best scholarship is done on the basis of enthusiasms“ (Barrett 1973, S. 196). Wurde diese Begeisterung für das (Lebens-)Werk einzelner Regisseure für die Filmkritiker*innen der *Cahiers* eindeutig zur Motivation, besonders genau hinzusehen und zu analysieren, so sprach in diesem Zusammenhang dennoch niemand von *Fandom*, sondern von *Cinéphilie*. Dieser Begriff hat sich bis heute noch in der Filmwissenschaft gehalten, – man könnte kritisch vermuten – weil er erlaubt, von Fandom zu sprechen, ohne ‚Fandom‘ zu sagen. Matt Hills spricht in diesem Kontext von „implicit fandom“ – Fandom, das nur implizit verhandelt wird und etwa hinter Begriffen wie ‚Kennerschaft‘ oder ‚Liebhaberei‘ gewissermaßen versteckt wird (vgl. Hills 2018, S. 477).

4 Autoren, Regisseure und Journalisten sind hier bewusst nicht geschlechtergerecht formuliert, da es sich um einen auf männliche Figuren konzentrierten Personenkult handelte, der auch überwiegend von männlichen Journalisten ausgetragen wurde; dies bildet sich auch im obigen Zitat von Andrew Sarris ab, der im Kontext von Filmschaffenden generalisierend von „his films“ und „him“ spricht.

Heute ist die *politique des auteurs* wichtiger Lehrinhalt der Filmwissenschaft. Die Überlappung von Fandom und *Cinéphilie* wird hier bislang noch vorsichtig formuliert: „the adoring, self-reflecting cinephile and the engaged, creative fan might be articulating similar things in different ways“. (Goodsell 2014, S. 3) Das französische Label lässt sich zudem als eine Form des intellektuellen Brandings verstehen, welches jenen Filmwissenschaftler*innen entgegenarbeitet, die sich zwecks Verteidigung eines akademischen Habitus lieber von in Onlineforen oder auf Conventions geteilten Formen der Begeisterung distanzieren möchten (vgl. Einwächter 2023).⁵

3 Die Angst vor dem F-Wort: Weshalb Wissenschaftler*innen ungern Fans genannt werden

Das Etikett des/der Fans möchten nur wenige tragen, auch wenn Sammelboxen, Bildbände und andere Memorabilia von Hitchcock, Godard, Tarantino und Co. die heimische Vitrine schmücken mögen.

In dieser Weigerung, Fandom von Wissenschaftler*innen auch als solches zu benennen, schwingt zum einen eine altbekannte Trennlinie zwischen vermeintlicher Hoch- und Subkultur mit (und ihren jeweils unterschiedlichen Formen legitimer Begeisterung), zum anderen gibt es auch eine genderspezifische Dimension zu beachten, denn traditionell hatten es immer jene Texte und Medien schwerer, als legitime Forschungsgegenstände anerkannt zu werden, die einem eher weiblichen (oder queeren) Publikum zugeordnet wurden oder mit weiblichen oder queeren Gefühlsexzessen in Verbindung gebracht wurden, wie z. B. *romance novels*, Seifenopern etc. (Spiegel et al. 2023, S. 15f.)

Obwohl es mittlerweile zahlreiche Fan-Definitionen gibt, die wie die von Jenkins (1992) und Roose et al. (2007) vorab angeführten ohne Zuschreibungen von pathologischem Exzess auskommen, bleibt ein Teil des alten Klischees haften: Zumindest eine Assoziation von „Zuviel“ scheinen Fans nicht so ganz loszuwerden – davon zeugte auch die Entscheidung von Facebook (heute Meta), im Jahr 2010 den „Become a Fan of“-Button gegen einen Like-Button zu tauschen, um mehr User zur Interaktion anzuregen.

⁵ Für eine ausführlichere Diskussion des Beispiels im Kontext von Gefolgschaftsphänomenen in der Wissenschaft siehe Einwächter 2023.

Es scheint aber auch etwas damit zu tun zu haben, dass es so etwas wie einen sozialen Konsens darüber gibt, welche Begeisterungsformen je nach sozialem Kontext angemessen erscheinen, und da kennt jede Institution, jeder Raum andere Regeln – und nur in den wenigsten Fällen werden diese offen ausgesprochen. Die Überlegung, dass Fandom mit Begeisterungsformen assoziiert ist, welche in den ehrwürdigen Hallen der Universität keinen Raum haben könnten, legt nahe, einmal generell zu kartieren, welches Spektrum an Begeisterungsformen es eigentlich gibt und inwiefern deren empfundene Angemessenheit durch soziale und kulturelle Normen geprägt ist. Hier lädt der Artikel explizit zu einem Gedankenspiel ein. Man stelle sich folgende Orte und Situationen vor: Theater, Kino, Museum/Galerie, Fernsehstudio, Fußballstadion, eine religiöse Stätte, eine Geburtstagsfeier, eine Vorlesung oder ein Seminar in der Universität (*face-to-face* vs. *online*) – und dann die jeweils angemessene Form der Bekundung von Begeisterung, Zustimmung oder Freude (wer das zusätzlich verkomplizieren möchte, kann noch die Kategorien Alter und Geschlecht der Begeisterten mit in die Waagschale werfen). Auch ohne dass wir uns je explizit nach den Verhaltensregeln erkundigt haben, fallen uns zu all diesen Situationen zumindest ein paar Verhaltensweisen ein, die uns angebracht oder unangebracht erscheinen: Im Stadion würde man mit stiller Betrachtung aus dem Rahmen fallen, hier ist Lautstärke, Anfeuern und Jubeln gewünscht, weil es als Akt der Solidarität mit den spielenden Teams verstanden wird. Im Museum würde man schnell ermahnt oder eventuell gar vor die Tür gesetzt werden, wenn man seine Freude dauerhaft lauter als im Flüsterton von sich gäbe. Auch die Frage, ob man anderen als positiven Gefühlen Ausdruck verleihen darf, ist an solche unausgesprochenen Konventionen gebunden. Buh-Rufe sind im Hörsaal weit aus seltener als beim Sport. Das Fernsehstudio verlangt nach einem klatschenden und lachenden Publikum, aber sicherlich nicht nach einem, das nicht abgesprochene Transparente mitgebracht hat und in eine Vuvuzela trötet. Wie sieht es mit Gotteshäusern aus, und welchen Unterschied macht der Anlass von Gottesdienst oder etwa klassischem Konzert, die beide jeweils in der großen Halle einer Kathedrale stattfinden? Ein Kind, das in der Schule laut jubelt, jedes Mal, wenn der/die Lehrer*in etwas Interessantes von sich gibt, wird bald darauf hingewiesen werden, dass die Begeisterung erwünscht, aber ihr Ausdruck in dieser Form unangebracht ist. Und durch einen ähnlichen Sozialisierungsprozess sind auch Akademiker*innen gegangen: Zu laut, zu begeistert, zu emotional, das gilt hier nicht als dienlich, da der Ruhe abträglich, die für Objektivität und neutrale Erörterung scheinbar vonnöten ist.

Gründe für die Zurückhaltung gegenüber dem Fan-Label sind also auch innerhalb von wissenschaftskulturellen Normen zu suchen, die einen gewissen Habitus unausgesprochen nahelegen, der nicht zuletzt über das Beispiel anderer tradiert wird. Matt Hills beschreibt diesen Zusammenhang in Anlehnung an Roger Silver-

stone sehr treffend mit dem Konzept der „angemessenen Distanz“, welche wir von Wissenschaftler*innen zu ihren Gegenständen ebenso verlangen können wie von Fans zu ihren Begeisterungsobjekten. Silverstone hatte das angestrebte Verhältnis der „proper distance“ (im Kontext einer Ethik der Begegnung zwischen Individuen über das Internet) als eines festgehalten, das „distinctive, correct, and ethically or socially appropriate“ und weder zu nah, noch zu distanziert sei (Silverstone 2003, S. 473). Hills weist bei seiner Evaluation von Wissenschaftler*innen, die zugleich Fans seien, darauf hin, dass es teils konkurrierende Wertesysteme in der Wissenschaft und in der Fankultur gebe – aus wissenschaftlicher Warte sei ein *Fan Scholar* immer zu nah am Gegenstand, aus fankultureller Warte jedoch zu distanziert, um ihm gerecht zu werden (vgl. Hills 2012, S. 14–37). Hier lässt sich die Betrachtung einer Angemessenheit von Begeisterung gut anschließen, die ebenfalls nach unterschiedlichen Wertesystemen beurteilt wird, je nachdem, welcher Ort/Raum und Zusammenhang herrscht – hier entscheidet dann nicht primär die Äußerung der Begeisterung selbst über ihre Un-/Angemessenheit, sondern ihr Zusammenhang mit einer sozialen oder kulturellen Situation.

Es muss also nicht nur mit Zuschreibungen von Irrationalität oder übermäßiger Emotionalität zu tun haben, wenn Wissenschaftler*innen das Fan-Label für sich selbst meiden. Es mag schlicht damit zusammenhängen, dass es innerhalb der Räume und Wirkungsstätten der Wissenschaft unausgesprochene konventionalisierte Regeln gibt, welche über eine angemessene Nähe und Distanz zum Gegenstand je nach Kontext entscheiden und denen fankulturelle Normen teils zuwiderlaufen.

4 Strukturell angelegte Konzentrationen von Macht: Celebrities und Mentor*innen der Wissenschaft ... und ihr Gefolge

Auch die Wissenschaft selbst bringt Figuren hervor, denen kultische Verehrung zuteil wird, das gilt für (inter-)national vielgelesene Theoretiker*innen, die eigene Denkschulen gründen oder prägen, genauso wie für machtvolle Professor*innen, die einen wissenschaftlichen Standort über viele Jahre hinweg gestalten. Solche Personen gehören einerseits zu jenen ‚Riesen, auf deren Schultern wir stehen‘ und denen wir wichtige Erkenntnisse zu verdanken haben, wie Bernhard von Chartres sowie u. a. Isaac Newton einst festhielten. Andererseits sind sie aber auch Begünstigte eines Systems, das nur wenige nach oben kommen lässt, dann aber jenen wenigen hohe Konzentrationen von Macht ermöglicht. Das deutsche uni-

versitäre Lehrstuhl-System versinnbildlicht solche Macht, da hier vielfältige Abhängigkeiten zusammenkommen: Mitarbeiter*innen werden meist auch von den ihnen vorgesetzten Personen bei Qualifikationsarbeiten betreut (im anglo-amerikanischen Department-Modell sind solche Doppelabhängigkeiten von *Supervision* und *Employment* nicht denkbar). Die Wahrscheinlichkeit, dass die Betreuenden ihre Machtstellung nutzen, um die Bekanntheit der eigenen Lehren (per Empfehlung der Zitation) zu erhöhen, ist durchaus hoch. Oder aus der Sicht der Untergebenen gesprochen: Wenn ich ohnehin schon aufgrund meiner Zuarbeit mit dem Werk meines Professors oder meiner Professorin sehr vertraut bin, weshalb sollte ich dann nicht zu einem ähnlichen Thema publizieren und ihre Arbeiten darin zitieren? Auch an Universitäten entstehen Metatexte, ihre Verweisstrukturen sind aber nicht allein von inhaltlichem Interesse getragen.

Studium ist dabei nicht nur eine Beschäftigung mit Wissen, sondern auch Orientierungssuche bezüglich des eigenen Werdegangs, und gerät so oftmals zu einer Suche nach Vorbildern. Es profitieren durchaus beide Seiten – Studierende (oftmals zugleich Angestellte und Betreute) und Lehrstuhlinhaber*innen, jedoch in unterschiedlichem Maße: Die ‚Profis‘, da sie viel Aufmerksamkeit auf sich konzentrieren, gewissermaßen ‚Celebrities‘ des universitären Systems, können im Laufe ihrer Hochschulkarriere regelrechte Gefolgschaften aufbauen, die als Multiplikator*innen für ihr Werk dienen können. Manche Professor*innen treten gar sichtbar mit Entourage auf, mehr oder weniger willigen Helfer*innen der eigenen wissenschaftlichen Performance (zuweilen wie Abziehbilder wirkend).⁶ Die hierarchisch benachteiligten Studierenden oder im Mittelbau Beschäftigten erhalten im Optimalfall von ihren Vorbildern wichtige Hinweise für die eigene Karriere, zudem zeitweise Anstellung und etwaige Hilfe bei der Beantragung von Fördergeldern oder auch der akademischen Jobsuche. Was diese Gefolgschaft angeht, so unterscheidet sie sich von Fandom dahingehend, dass sie nicht immer freiwillig erfolgt, sondern fest eingebunden ist in die Zwänge eines Systems, in dem sich ohne Formen des Mentorings keine Türen öffnen. Da sich die Anzahl der verfügbaren Stellen nach oben hin immer mehr verringert (der akademische Arbeitsmarkt gleicht einem Flaschenhals, der zudem für Frauen die in Arbeitskontexten oft kritisierte ‚gläserne Decke‘ impliziert) ist der bleibende Profit aus diesem Verhältnis sehr asymmetrisch verteilt.

⁶ Ich will hiermit nicht die jeweiligen Angestellten diskreditieren, sondern auf das Problem der Reproduktion von Gleichem hinweisen, welche einer inklusiv und divers aufgestellten Wissenschaftskultur ebenso im Wege steht, wie in der freien Wirtschaft, siehe hierzu ausführlicher Einwächter 2023.

Die herausragende Stellung der Professor*innen führt schließlich dazu, dass eigenständige Leistungen anderer Wissenschaftler*innen nicht angemessen gewürdigt werden. Wenn auch formal inzwischen inexistent, wirkt hier das deutsche Lehrstuhlprinzip nach, in dessen Zentrum die Professur steht, der abhängig beschäftigte Wissenschaftler*innen als sogenannte ‚Ausstattung‘ zugeordnet sind. Sogar Postdocs, die ihre Befähigung zur eigenständigen wissenschaftlichen Tätigkeit durch die Promotion nachgewiesen haben, werden in diesem System wie Handlanger*innen behandelt, die den Professor*innen allenfalls weisungsgebunden zuarbeiten [...]. (Bahr, Eichhorn und Kubon 2022, S. 95)

Auch lässt sich kritisch in Frage stellen, wie innovativ ein System letztlich ist, wenn es um wenige Stars und viele Gefolgsleute herum organisiert ist. Vieles deutet darauf hin, dass sich hier Normen und Idealvorstellungen primär reproduzieren (statt revolutionieren lassen), aus dem einfachen Grunde, dass die Mächtigen ihre Schützlinge oft unbewusst nach Ähnlichkeitsprinzip aussuchen, die wiederum sobald sie endlich eine gesicherte Position erreicht haben, nur noch wenig bereit sind, etwas an den angestammten Verhältnissen zu ändern.⁷

Reproduktion von bereits Vorhandenem muss hierbei nicht ausnahmslos etwas Schlechtes darstellen, schließlich funktioniert Lernen oftmals über Nachahmung – das ist auch im Fandom so, wo Kenntnisse im kreativen Schreiben über die Imitation und Transformation von Lieblingstexten im Fanfictionformat erworben werden. Jedoch ist es insbesondere für jene Minderheiten, die im universitären Feld noch nicht repräsentiert sind, schwierig, in einem solchen Wissenschaftssystem Fuß zu fassen. Zu oft gibt es – in Fan-/Star-Systemen wie auch in der Wissenschaft – den sogenannten „Matthäus-Effekt“ zu beobachten (nach dem Spruch aus der Bibel benannt: „wer [...] hat, dem wird gegeben werden“), der jenen, die bereits erfolgreich sind, weiteren Erfolg sichert, und dabei eine Chancengleichheit für alle verunmöglicht.

Es mag merkwürdig klingen, Wissenschaftler*innen mit Stars zu vergleichen. Aber was sind Celebrities denn in der Unterhaltungsindustrie anderes als Garanten von Absatz und Einfluss, da sie große Mengen von Abnehmer*innen um sich scharen, die bereit sind, ihnen wiederholt Zeit und Geld zu widmen? Celebrities sind Personen, bei denen man davon ausgehen kann, dass ihre Kulturprodukte längerfristig einen Markt finden, und das hat manchmal mit Können und besonderem Charisma, häufiger aber mit der geschickten Bewirtschaftung von Netzwerken und medialer Aufmerksamkeit zu tun. In der Wissenschaft konzentrieren alleine schon bedingt durch die asymmetrische Lehrsituation wenige Personen viel Beachtung auf sich, und ihre Machtstellung – sobald sie einmal in Form einer unbefristeten Professur erreicht ist – wird nicht mehr infrage gestellt.

⁷ Ausführlicher besprochen in Einwächter 2023.

Bleiben wir bei den problematischen Aspekten von Fandom in der Wissenschaft, so fällt überdies die wichtige Ressource der intrinsischen Motivation ins Auge. Intrinsische Motivation ist das, was einen Menschen dazu motiviert, aus sich selbst heraus (also gewissermaßen aus eigenem Wunsch oder Überzeugung) etwas zu tun, ohne dafür Anreize in Form von Belohnungen von außen zu erhalten. In der Wissenschaft gibt es überdurchschnittlich viele dieser intrinsisch motivierten Menschen, denn an extrinsischen Anreizen gibt es außer dem guten Professor*innengehalt, der Verbeamtung und einem gewissen Status für jene wenigen, die dann endlich die Lebenszeitstelle erhalten haben, wenig zu erwarten. Vor allem in der Geisteswissenschaft lassen die großen Deals mit der Industrie (wie etwa in Pharmazie oder in den Ingenieurwissenschaften üblich), welche das Hinüberwechseln in die freie Wirtschaft erleichtern und auch die Ausstattung der Institute verbessern würden, noch auf sich warten. Viele Geisteswissenschaftler*innen geben jedoch an, ihre Arbeit überaus gerne zu verrichten und eine große Sinnhaftigkeit ihrer Arbeit zu verspüren, was vermutlich auch der Grund ist, weshalb sie trotz Kettenbefristungen und Wissenschaftszeitvertragsgesetz noch im System ausharren. Es ist schlicht die Freude am Vermitteln von Wissen, an der Beschäftigung mit den vielseitigen Gegenständen, die sie besonders begeistern und über die sie gern in Austausch treten – Geisteswissenschaft bedeutet für viele, eine Leidenschaft zum Beruf gemacht zu haben.

Der Hashtag #IchbinHanna zeigt seit geraumer Zeit auf Twitter, was Wissenschaftler*innen erwartet, die sich auf eine Unikarriere und dabei mit dem Deutschland höchstgelegenen Wissenschaftszeitvertragsgesetz einlassen:

Sehr viele kommen auf mehr Verträge als Dienstjahre, häufig mit Unterbrechungen auf Arbeitslosengeld I oder Hartz IV und Phasen der Unsicherheit, ob es überhaupt weitergeht. Zahlreiche Hannas berichten von Erschöpfung sowie körperlichen und psychischen Erkrankungen, die aber häufig nicht öffentlich gemacht werden, um Nachteile in Bezug auf die eigene Weiterbeschäftigung zu vermeiden. [...] (Bahr, Eichhorn und Kubon 2022, S. 82–83)

In diesem Kontext muss die für die Wissenschaft sehr spezifische (und vermutlich allenfalls mit der Kulturwirtschaft zu vergleichende) Begeisterung für die eigene Arbeit sehr kritisch gesehen werden, gerade weil sie zu einer Bereitschaft führt, immer wieder überdurchschnittliche Mengen an Zeit und eigenem Geld einzusetzen, um in diesem System zu bleiben und doch noch eine Chance auf einen festen Job zu erhalten. Es ist im Grunde die Selbstaussbeutung von Wissensarbeiter*innen, die ein nicht funktionierendes System mit großer fachlicher Begeisterung bis zur eigenen Erschöpfung am Laufen hält.

5 Fazit: Egal wie wir sie nennen: Begeisterung ist immer schon zentraler Bestandteil von Studium und Wissensproduktion gewesen

Selbst wenn die Karriere in der Phantastikforschung oft ursprünglich nicht geplant war [...], steht doch immer die Begeisterung für den Gegenstand im Zentrum. Man schreibt nicht zufällig oder aus Verlegenheit, mangels besserer Alternativen, eine Dissertation über *Harry-Potter-* und *The-Lord-of-The-Rings-Fans* oder Pen & Paper-Rollenspiele [...], sondern weil dies Themen sind, die der jeweiligen Forscherin, dem jeweiligen Forscher unter den Nägeln brennen, die sie begeistern. Auffällig ist auch, [...] wie gut sich phantastische Themen für die Lehre eignen, dass sich mit ihnen nicht nur ganz unterschiedliche Perspektiven und Methoden behandeln lassen, sondern dass die Studierenden in aller Regel auch darauf ansprechen. Dies dürfte nicht nur daran liegen, dass vielen Studentinnen und Studenten Avengers-Filme oder Horror-Serien näher liegen als Romane des bürgerlichen Realismus, auch die Begeisterung der Dozierenden dürfte hier ein wesentlicher Faktor sein. Im Grunde ist es nicht weiter erstaunlich: Wenn man etwas mit Leidenschaft vorträgt, springt der Funke viel eher über, als wenn man ein Pflichtprogramm runterspult. (Spiegel et al. 2013, S. 5)

Wissenschaftler*innen und Wissenschaft haben immer schon von Begeisterung profitiert: Man denke etwa an die Besessenheit und vielseitigen Interessen eines Leonardo da Vinci, eines Universalgelehrten Goethe oder gar an Sokrates – alles Figuren, die (zu Lebzeiten und danach) Gefolgschaft um sich zu versammeln vermochten. Institutionalisiertes Wissen begünstigte zudem immer schon Gefolgschaftseffekte, da es zur Tradierung von Wissen immer eine nennenswerte Gruppe an Fortschreibenden und -denkenden geben musste. Im Grunde ließen sich so in radikaler Sichtweise auch die Evangelien als institutionalisierte Jesus-Fanfiction verstehen, da hier eine Geschichte aufgeschrieben und mit großer Sorgfalt weiterverbreitet wurde, die den Kultstatus einer öffentlichen Figur begründete und vielfältig auserzählte.

Als Gegenargument – oder treffender: als Grenzlinie der Übertragbarkeiten zwischen Fandom und Wissenschaft – muss jedoch Folgendes angeführt werden: Erstens ist Wissenschaft zumeist eine bezahlte Tätigkeit, auch wenn Wissenschaftler*innen vielfach privat in ihre Arbeit oder Arbeitswerkzeuge investieren sowie Phasen ohne Anstellung überbrücken müssen. Zweitens handelt es sich bei der Wissenschaft um eine innerhalb einer Institution erlernte Profession, deren Handwerk (als Zusammenspiel von Heuristiken, Methoden, Lektüremodi etc.) über viele Jahre ausgebildet, erprobt und durch Mechanismen der Qualitätssicherung geprüft und bewertet wird. Drittens spielen hier – anders als im Fandom – auch ein starker Selektionszwang und damit verbundener Leidensaspekt eine Rolle, denn die Wissenschaft steht keinesfalls jedem/jeder offen – in Deutschland z. B. aufgrund des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes sogar den meisten nur auf bestimmte Zeit. Wer dem Produktivitätszwang der Wissenschaft nicht erfolgreich Rechnung zu tragen

vermag, fällt so schnell aus dem System. Allein schon dieser Aspekt der Exklusivität, aber auch der (insbesondere in Deutschland) oftmals notwendigen Patronage um in der wissenschaftlichen Gemeinschaft aufgenommen zu werden und im System zu bestehen, lässt sich natürlich bei den freizeitbasierten Tätigkeiten des Fandoms nicht in vergleichbarer Form finden. Das gilt auch viertens für die sich immer wieder reproduzierenden Machtverhältnisse, die zunehmende Prekarisierung und Ausbeutung, welche aus der Stellenknappheit und den vielfältigen Abhängigkeiten resultieren, und so auch letztlich – fünftens – in einer Unfreiheit in der Wahl der Untersuchungsgegenstände münden können. Letztere sind nämlich allzu oft an das Vorhandensein und die Vorgaben bestimmter Förderlinien und Mittelgeber*innen geknüpft. Demgegenüber steht doch zumindest eine größere Inklusivität von Fankulturen, deren Mitgliedschaften nicht in vergleichbarer Form an Leistung und Geld geknüpft sind.

Allerdings ist spätestens seit der zweiten Welle der Fan Studies deutlich, dass es sich auch im Fandom um hierarchisierte, durch das Vorhandensein oder die Abwesenheit von ökonomischen, aber auch symbolischen Ressourcen geprägte soziale Räume handelt (vgl. Gray, Harrington und Sandvoss 2007). Zahlreich gibt es – gerade auf Plattformen wie Twitch.tv, YouTube, Instagram oder TikTok – fandom-basierte Formen des Influencing, welche das Fandom doch als eine Art bezahlte Tätigkeit darstellen; und gerade hier gelten ähnliche Produktivitätszwänge sowie die Notwendigkeit der Netzwerkpflge und des Bedienens von Trend-Themen. Dies hängt zweifelsohne mit der Professionalisierung dieser Formen von Fandom zusammen, welche wiederum ein Phänomen darstellt, das für sich genommen der Beobachtung wert ist. Denn, dass Fandom in professionelle Arbeitsverhältnisse übergehen kann, ist keineswegs neu – vielfach gehen gerade in der Kultur- und Kreativwirtschaft Freizeitvorlieben in berufliche Qualifikationen über: Fan-Sein ist selbst eine Form der – wenn auch inoffiziellen – Ausbildung von Fertigkeiten und Szenewissen (vgl. Einwächter 2014). Und dies gilt eben oftmals auch für die Wissenschaft, wo manche leidenschaftliche Freizeitbeschäftigung zusätzliche Verwertung im akademischen System erfährt.

Medienverzeichnis

Literatur

- Bahr, Amrei, Kristin Eichhorn und Sebastian Kubon. 2022. *#IchBinHanna. Prekäre Wissenschaft in Deutschland*. Berlin: edition suhrkamp.
- Barrett, Gerald. 1973. Andrew Sarris Interview: October 16, 1972 (Part One). In *Literature/Film Quarterly*, 1(3): 195–205.
- Einwächter, Sophie G. 2014. *Transformationen von Fankultur: Organisatorische und ökonomische Konsequenzen globaler Vernetzung*. Phil. Diss. Frankfurt am Main: Goethe-Universität. Online-Veröffentlichung unter CC-Lizenz. <http://bit.ly/1WbeSHa>.
- Einwächter, Sophie G. 2023. Bewundern, imitieren, zitieren: Phänomene des Folgens in der Wissenschaft. In *Medien der Gefolgschaft und Prozesse des Folgens. Ein kulturwissenschaftliches Kompendium*, Hrsg. Anne Ganzert, Philip Hauser und Isabell Otto. Berlin: de Gruyter, im Erscheinen.
- Gray, Jonathan, Cornel Sandvoss und Lee Harrington (Hrsg.). 2007. *Fandom: Identities and Communities in a Mediated World*. New York: NYU Press.
- Goodsell, Matthew John. 2014. *Cinephilia and Fandom: Two Fascinating Fascinations*. MA-Thesis. Department of Interdisciplinary Studies of the Manchester Metropolitan University.
- Hellekson, Karen und Kristina Busse (Hrsg.). 2006. *Fan Fiction and Fan Communities in the Age of the Internet: New Essays*. Jefferson/NC: McFarland & Co.
- Hills, Matt. 2018. Implicit Fandom in the Fields of Theatre, Art, and Literature: Studying ‚Fans‘ Beyond Fan Discourses. In *A Companion to Media Fandom and Fan Studies*, Hrsg. Paul Booth, 477–491. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Hills, Matt. 2012. ‚Proper Distance‘ in the Ethical Positioning of Scholar Fandoms: Between Academics‘ and Fans‘ Moral Economies? In *Fan Culture: Theory/Practice*. Newcastle-upon-Tyne: Cambridge Scholars Publishing, Hrsg. Katherine Larsen und Lynn Zubernis, 14–37. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing.
- Jenkins, Henry. 1992. *Textual Poachers*. London/New York: Routledge.
- Jensen, Joli. 1992. Fandom as Pathology: The Consequences of Categorization. In *The Adoring Audience*, Hrsg. Lisa A. Lewis, 9–29. London/New York: Routledge.
- Roose, Jochen, Mike S. Schäfer, Thomas Schmidt-Lux (Hrsg.). 2010. *Fans. Soziologische Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- Silverstone, Roger. 2003. Proper Distance: Towards an Ethics for Cyberspace. In *Digital media revisited: Theoretical and conceptual innovations in digital domains*, Hrsg. Gunnar Liestøl, Andrew Morrison und Terje Rasmussen, 469–490. Cambridge/MA: MIT Press.
- Spiegel, Simon et al. 2023. „Fantastikforschung als Beruf“. In *Zeitschrift für Fantastikforschung* (10.1): 1–44. <https://doi.org/10.16995/zff.9963>.
- Statista Research Department. 2023. Number of Mass Shootings in the United States Between 1982 and February 2023, by Shooter’s Gender. *Statista*. <https://www.statista.com/statistics/476445/mass-shootings-in-the-us-by-shooter-s-gender/>. Zugegriffen am 10. März 2023.